
Heinz Halm

Die Glaubensrichtungen des Islam*



Prof. Dr. Heinz Halm, geb. 1942 in Audernach, Studium der Islamwissenschaft, Semiotik und Geschichte in Bonn, lehrt Orientalistik an der Universität Tübingen.

Wer ist ein Muslim? Wer sich selber dafür hält, würde auf diese Frage wohl mit dem Glaubensbekenntnis antworten: „Ich bezeuge, dass es keine Gottheit gibt außer Gott, und dass Mohammed der Gesandte Gottes ist“. Der erste Teil dieser zweigliedrigen Formel, das Bekenntnis zum absoluten Monotheismus, verbindet den Islam mit den anderen monotheistischen Religionen, während der zweite Teil das Besondere des Islam ausmacht: Mohammed ist der Gesandte Gottes, ein Prophet, dessen Verkündigung - im Koran niedergelegt - daher als göttliche Offenbarung gilt. Ein Muslim ist also jemand, der den Koran als Äußerung des göttlichen Willens anerkennt und befolgt. Hinzuzufügen ist noch, dass die Muslime im Allgemeinen die koranische Offenbarung als die letzte und endgültige ansehen: Nach Mohammed wird es bis zum Jüngsten Gericht keinen Propheten mehr geben; er ist das „Siegel der Propheten“ - Bekräftigung und Abschluss der Offenbarungen, die Gott der Menschheit durch frühere Propheten wie Abraham, Moses oder Jesus hat zuteil werden lassen.

Die Anerkennung des Korans als göttliche Offenbarung schließt den Glauben an bestimmte, darin verkündete Glaubenswahrheiten ein, vor allem den an die Auferstehung und das Jüngste Gericht mit darauf folgender Strafe und Belohnung; ferner die Befolgung bestimmter Riten, für die im Koran der Grund gelegt ist: das fünfmalige tägliche Ritualgebet, das Fasten im Monat Ramadan, die Wallfahrt nach Mekka und das Zahlen einer Almosensteuer, einer Art Solidaritätsbeitrag zugunsten armer und sozial schwacher Glaubensbrüder und -schwestern; zusammen mit dem Glaubensbekenntnis bilden diese vier Ritualpflichten den Kanon der „fünf Säulen“, auf denen der Islam ruht.

* Leicht überarbeitete Fassung aus: Islam in Deutschland, Der Bürger im Staat, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 51. Jg. (2001), H. 4, S. 188-192.

Keine Einheit – weder religiös noch politisch

Das Zeremoniell der Wallfahrt (haddsch) in Mekka, das jeder Muslim nach Möglichkeit einmal im Leben absolvieren soll, demonstriert auf höchst eindrucksvolle Weise das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Muslime: Pilger aus aller Welt, Angehörige ganz verschiedener Völker, Sprecher verschiedener Sprachen vollziehen hier, in das gleiche weiße Pilgergewand gekleidet, dasselbe Ritual. Nirgendwo sonst kommt auch der egalitäre Anspruch des Islam deutlicher zum Ausdruck: Alle Gläubigen sind vor Gott gleich. Auch beim Gebet (salat) wird die Idee der Einheit und Einigkeit aller Muslime sichtbar: Wo immer auf der Welt ein Muslim in einem fremden Land eine Moschee betritt, weiß er sich zu Hause und wird sich richtig verhalten. Die Muslime sind „die Leute mit der Gebetsrichtung“ (ahl al-qibla) - nämlich nach Mekka.

Dennoch ist es allgemein bekannt und allen Muslimen schmerzlich bewusst, dass der Islam schon seit den Anfängen seiner Geschichte keine Einheit mehr ist - weder eine religiöse noch eine politische. Seinen Niederschlag hat dieses Bewusstsein in einem Ausspruch gefunden, der als Prophezeiung des Propheten Mohammed selber an seine Anhänger überliefert wird: „Die Juden sind in 71 Richtungen gegangen, die Christen in 72, ihr werdet in 73 Richtungen gehen.“

Die Spaltungen, die die islamische Gesamtgemeinde (umma) schon im ersten Jahrhundert nach Mohammeds Tod in blutige innerislamische Kriege stürzte - das dafür verwendete Wort fitna bedeutet „Prüfung“ -, hatten indes weniger religiös-theologische als vielmehr politische Ursachen. Die Umma war nicht nur als religiöse Gemeinschaft, sondern auch als politisches Gemeinwesen gegründet worden, das zudem nach dem Tod des Propheten rasch zu expandieren begann und imperiale Züge annahm. Da die Nachfolge- und Machtkämpfe innerhalb dieses neuen arabischen Imperiums von einer religiös gefärbten Propaganda begleitet waren, führten die Parteikonflikte zu Spaltungen, die sich auch in religiöser Opposition gegen die jeweils herrschende Richtung niederschlugen. „Die religiös-politischen Oppositionsparteien im alten Islam“ hat daher der Orientalist Julius Wellhausen seinen Klassiker von 1901 genannt, in dem die Entstehung der ältesten Hauptrichtungen, der Charidschiten, Schiiten und Sunniten, analysiert wird.

Der übliche arabische Terminus für solche voneinander abweichenden Richtungen des Islam ist madhhab, „Weg“ oder „Methode“. Eine Wiedergabe im Deutschen durch „Bekenntnis“ ist problematisch; meistens handelt es sich nicht um Unterschiede des religiösen Dogmas, wie bei den christlichen Glaubensbekenntnissen, sondern um die Anerkennung unterschiedlicher Autoritäten: Wer ist legitimiert, die Umma politisch zu führen? Und wer ist im Konfliktfall befugt zu entscheiden, was islamisch ist oder nicht?

Es ist also die Frage nach der legitimen Autorität im Islam, die die Umma von Anfang an gespalten hat. Da der Prophet keinen Nachfolger designiert hat (wie die große Mehrheit der Muslime meint) und da das direkt von Gott inspirierte Prophetentum mit dem Tod des „Siegel der Propheten“ endete (wie ebenfalls die Mehrheit meint), stellte sich die Frage, wer denn befähigt und berechtigt sei, die Nachfolge des Propheten anzutreten und als sein „Stellvertreter“ (khalifa; Kalif) die Gläubigen zu lenken.

Eine Antwort darauf war die der Charidschiten (etwa: „Dissidenten“), die erstmals schon im 7. Jahrhundert im Irak auftraten; ihr Grundsatz, dass der beste und frömmste Muslim - ohne Ansehen der Herkunft - durch Wahl an die Spitze der Gemeinde zu stellen und im Falle des Versagens wieder abzusetzen sei, hat sich allerdings nicht durchsetzen können; das Charidschitentum, zeitweilig so etwas wie die Nationalreligion der nordafrikanischen Ber-

ber, konnte sich nur an wenigen marginalen Stellen im Maghreb - etwa auf der tunesischen Insel Dscherba - oder in Oman behaupten.

Anders die Schiiten, die Anhänger der Schia („Partei“), die auf die Frage der höchsten Autorität im Islam ihre eigene Antwort gefunden haben. Für sie war der vom Propheten selbst designierte, einzig rechtmäßige Nachfolger des Propheten sein Vetter und Schwiegersohn Ali, der aber nach dem Tode Mohammeds zunächst nicht zum Zuge kam, dann nur kurz (656-661) als vierter Kalif regierte; nach seiner Ermordung wurden seine Söhne al-Hassan und al-Hussain, die leiblichen Enkel des Propheten, gänzlich von der Macht verdrängt. Für die Schiiten aber gelten nur diese leiblichen Nachkommen des Propheten als die wahren Oberhäupter (Imame) der islamischen Gesamtgemeinde. Die Schiiten verehren eine Reihe von zwölf direkten Prophetennachkommen als Imame, deren erster Ali ist, während der letzte, der wie der Prophet Mohammed geheißen habe, schon vor dem Jahr 874 als kleines Kind versteckt worden und nie wieder aufgetaucht sein soll; nach schiitischem Glauben weilt er seitdem in der „Abwesenheit“ (ghaiba), aus der er eines Tages glorreich zurückkehren wird, um dem wahren, ursprünglichen Islam (im schiitischen Sinne) zum Sieg zu verhelfen. Dieser verborgene zwölfte Imam ist der erwartete Mahdi, der „Rechtgeleitete“, dessen Kommen die Schiiten herbeisehnen. Solange er auf sich warten lässt, nehmen die islamischen Religionsgelehrten (die ulama; Sing. alim) die irdischen Belange der Muslime wahr; in Iran haben einige der höchsten schiitischen Autoritäten, die Ayatollahs, zusammen mit den niedrigen Geistlichen, den Mollas, in der Revolution von 1979 eine führende Rolle übernommen und bestimmen seitdem dort das politische Geschehen.

Neben dem Glauben an die zwölf Imame und die bevorstehende Wiederkehr des verborgenen Zwölften Imams ist der schiitische Islam wesentlich gekennzeichnet durch eine starke Passionsbereitschaft. Die Schia war immer eine Minderheit, oft Verfolgungen ausgesetzt; ihre Imame, von der rechtmäßigen Herrschaft ausgeschlossen, inhaftiert und deportiert, gelten als Märtyrer; ihrer Leidensgeschichte wird in elegischen Dichtungen, Prozessionen mit Selbstgeißelungen und in theatralischen Passionsspielen gedacht; Trauergefühle und die Bereitschaft zum Selbstopfer kennzeichnen die besonderen Riten und Feste der Schiiten.

Obwohl die Schia im Irak entstanden ist und dort ihre meisten Heiligtümer hat - die Schreine der Imame in Nadschaf und Kerbela am Euphrat und in Kazimiyya (bei Bagdad) und Samarra am Tigris -, ist das Kernland der Schia seit dem 16. Jahrhundert der Iran; starke schiitische Minderheiten gibt es ferner im Südlibanon und im Irak, in den Emiraten am Golf, in Afghanistan, Pakistan und Indien. In Deutschland ist die Moschee in Hamburg das Zentrum schiitischer Aktivitäten. Man schätzt, dass etwa ein Zehntel der mehr als eine Milliarde zählenden Muslime auf der Erde Schiiten sind.

Das Oberhaupt der (Zwölfer-)Schiiten, der verborgene zwölfte Imam - nach schiitischer Auffassung der rechtmäßige Nachfolger Mohammeds und daher Oberhaupt aller Muslime - ist also nicht gegenwärtig; stellvertretend für ihn leitet das Kollektiv der Religionsgelehrten - die Mollas und Ayatollahs - die Gemeinde. Die höchsten Autoritäten unter diesen, die Groß-Ayatollahs, deren Zahl schwankt, konkurrieren miteinander und können in rechtlichen und kultischen Fragen durchaus unterschiedliche Lehrmeinungen vertreten, wenn auch nur innerhalb eines durch Konsens der Schiiten vorgegebenen Rahmens; nur gelegentlich erlangt einer unter ihnen die alleinige Anerkennung als höchste „Autorität der Nachahmung“ (Mardscha' al-taqlid). Die Zwölfer-Schiiten haben also kein dauerndes anwesendes Oberhaupt; die Weisungen der Ayatollahs gelten als fehlbar und damit revidierbar. Zwar hat das iranische Revolutionsregime mehrfach versucht, dem 1979 neugeschaffenen Amt des Revolutionsführers (rahbar) die höchste und alleinige Lehrautorität zuzuerkennen, doch sind

diese Versuche fehlgeschlagen; wie eh und je wird die höchste religiöse Autorität der Zwölfer-Schiiten auf mehrere Personen verteilt.

Die Zwölfer sind die bei weitem größte Gruppe unter den Schiiten. Unter den zahlreichen kleineren sind die Ismailiten die bedeutendste und bekannteste; sie ist in Pakistan und im Nordwesten Indiens, im Jemen und Syrien sowie in ganz Ostafrika verbreitet. Die Ismailiten erwarten keinen Verborgenen Imam, sondern haben an ihrer Spitze eine ununterbrochene Reihe von Imamen, die aus der Nachkommenschaft Mohammeds zu stammen beanspruchen; der derzeitige 49. Imam ist der Agha Khan (Karim Agha Khan IV.). Als inspirierter Nachfolger des Propheten genießt der Imam Anerkennung als geistlicher Führer seiner weltweiten Gemeinde, die eine geschlossene Struktur besitzt (offizieller Name: The Shia Imami Ismaili Muslims). Mit einer wissenschaftlichen Institution (The Institute of Ismaili Studies) in London und einer Reihe gemeinnütziger Stiftungen ist die sehr wohlhabende Gemeinde in der ganzen Welt aktiv.

Weniger bekannt ist der andere Zweig der Ismailiten, die ebenfalls in Indien beheimatete Gemeinde der Bohras oder Bohoras (offiziell: Dawoodi Bohras), die wiederum keine leibhaftigen Imame an ihrer Spitze haben, sondern an eine ununterbrochene Reihe von verborgenen Imamen glauben, deren Namen und Aufenthaltsort niemand kennt; an der Spitze der Gemeinde steht der irdische Stellvertreter des derzeit verborgenen Imams, der „Absolute Missionar“ (da'i mutlaq), der in Surat bei Bombay beheimatete Sayyidna Mohammed Burhanuddin.

Auch diese Gruppe hat ihr europäisches Zentrum in England; sie unterhält ein Gemeindezentrum mit einer großen Moschee in Northolt im Nordwesten von London.

Im Unterschied zu der losen Struktur und dezentralen Leitung der Zwölferschiiten haben diese kleineren Gruppen also eine feste Gemeindestruktur mit einer hierarchischen Spitze mit eindeutiger Leitungsfunktion.

Gegenüber den schiitischen Minderheiten setzt sich der main stream des Islam, dem rund neun Zehntel der Muslime auf der Erde folgen, als „sunnitisch“ ab. Das arabische Wort sunna bedeutet „Herkommen“ oder „Brauch“; gemeint sind damit die vom Propheten Mohammed überlieferten Lebensformen, ausdrücklichen Anordnungen oder Verbote, die sich in tausenden seiner überlieferten Aussprüche und Handlungen niedergeschlagen haben; diese sind für den Muslim verbindlich und verbindlich. Im 8. und 9. Jahrhundert gesammelt und gesichtet, bilden diese Überlieferungen (hadith) als Ganzes die Sunna; auf ihnen und dem Koran beruht die religiös fundierte Rechtsordnung des Islam, die Schari'a - ein Begriff, unter dem man die gesamte von Gott gewollte und geoffenbarte Lebensordnung der Muslime auf der Erde versteht.

Politisch war der sunnitische Islam im Mittelalter dadurch charakterisiert, dass er die faktischen Inhaber der politischen Gewalt als rechtmäßige Nachfolger (Kalifen) des Propheten anerkannte: zunächst die vier unmittelbaren Nachfolger in Medina (632-661), dann die Dynastie der Umayyaden in Damaskus (660-750) und die Abbasiden in Bagdad (749-1258). Dabei war die Qualifikation zum Kalifat die Zugehörigkeit zum Stamm des Propheten, den Quraisch von Mekka. Die Ermordung des letzten Kalifen von Bagdad durch die heidnischen Mongolen 1258 beseitigte zwar den Titelträger, tat aber der Kontinuität der Sunna keinen Abbruch, denn längst war an die Stelle des Kalifen eine andere Autorität getreten, die als kollektiver Hüter der Schari'a fungierte: die Religionsgelehrten (al-ulama).

Es ist ein wesentliches Kennzeichen des sunnitischen Islam, dass er ein allgemein anerkanntes Oberhaupt, eine höchste Lehrautorität weder hat noch benötigt. Höchste Autorität ist neben dem Koran die in den Prophetenworten und -taten überlieferte Sunna, die in sechs

umfangreichen Standardsammlungen aus dem 9. Jahrhundert fixiert ist. Freilich bedarf es eines Berufsstandes, der in der Auslegung des Korans und in der Handhabung der Sunna geübt ist; dies sind in der ganzen islamischen Welt die Ulama (Singular: alim), die Gelehrten, die ein sehr langwieriges, stark juristisch geprägtes Studium absolviert haben. Sie können als Prediger, Richter und geistliche Lehrer fungieren; ihre wichtigste Funktion aber ist die des Gutachters (mufti), der - auf Anfrage oder aus eigenem Antrieb - zu irgendeiner die Schari'a berührenden Frage ein Gutachten (fatwa) abgeben kann. Die im Alltagsleben der Muslime allgegenwärtige Fatwa gibt Antwort auf die Frage, was islamisch ist und was nicht. Dabei muss der Gutachter (mufti) auf jeden Fall durch ein abgeschlossenes Studium des religiösen Rechts qualifiziert sein.

Es liegt in der Natur der Sache, dass Fatwas sehr unterschiedlich ausfallen, ja dass sie einander widersprechen können. Sie sind eben Menschenwerk und werden auch als solches beurteilt; es gibt traditionelle wie moderne, konservative wie fortschrittliche Antworten auf die Fragen, die sich dem Muslim stellen (etwa: Geburtenregelung, Organtransplantation, Gentechnik; aber auch Fragen zur Ernährung, zur Hygiene, zum Verhalten in der Diaspora). Ob eine Fatwa befolgt wird, hängt von der Autorität ab, die sie ausspricht; nicht jeder, der eine Fatwa abgibt, findet auch Gefolgschaft. In manchen islamischen Ländern ist die Funktion des Mufti institutionalisiert; so hat etwa Ägypten einen höchsten „Mufti der Republik“. Daneben gibt es weltweit beachtete Fatwas vom Leitungsgremium der renommierten Azhar-Universität in Kairo unter der Führung des Scheich al-Azhar (der zur Zeit mit dem Mufti der Republik identisch ist).

Der sunnitische Islam ist also keineswegs uniform. Die ständige Diskussion um den rechten Weg bei der Anwendung der göttlichen Offenbarung auf den Alltag hat dazu geführt, dass sich unter den Religionsgelehrten schon seit dem 9. Jahrhundert bestimmte lokale Richtungen herausgebildet haben, die man als juristische „Schulen“ bezeichnen könnte (sie werden - wie die „konfessionellen“ Gruppen - als madhhab, d. h. „Weg“ oder „Methode“, bezeichnet) und die sich - meist aufgrund historisch-politischer Gegebenheiten - in bestimmten Regionen der islamischen Welt durchgesetzt haben. So ist die in Medina entstandene Schule der Malikiten, benannt nach dem 796 gestorbenen Malik, in ganz Nordafrika vorherrschend; die hanafitische Schule (Abu Hanifa, gest. 767 in Bagdad) wurde zur bevorzugten Rechtstradition der Turkvölker (Türkei und Zentralasien), während die schafi'itische Richtung (Schafi'i, gest. 820 in Ägypten) sich heute vor allem rund um den Indischen Ozean konzentriert (Indonesien, Südostasien, Schwarzafrika); die hanbalitische Schule (Ibn Hanbal, gest. 855) ist die Grundlage des streng konservativen Rechtssystems in Saudi-Arabien. Diese vier Schulen anerkennen einander als rechthgläubig „sunnitisch“; dogmatische Unterschiede spielen bei ihnen keine Rolle; ihre Differenzen liegen hauptsächlich auf dem Gebiet der Methodik der Rechtsfindung. Während etwa die Schafi'iten in ihren Fatwas rationale Methoden wie den Analogieschluss aufgrund von ähnlich gelagerten Präzedenzfällen zulassen oder das Prinzip des Allgemeinwohls gelten lassen, und die Hanafiten in Fragen, die von Koran und Sunna nicht eindeutig geregelt sind, der persönlichen Entscheidung einen gewissen Spielraum einräumen, wollen die strengen Hanbaliten die Grundlagen des Rechts strikt auf den geoffenbarten Koran und die überlieferte Sunna beschränkt sehen; sie sind die eigentlichen „Fundamentalisten“ des Islam im ursprünglichen Sinn des Wortes.

Die hanbalitische Rechtstradition ist die Grundlage einer konservativen Erneuerungsbewegung, die im 18. Jahrhundert in Arabien entstand und zum geistigen Fundament der saudischen Monarchie wurde: Der Wahhabismus, benannt nach seinem Gründer Ibn Abd el-Wahhab (1703-1792), will den Islam von allen nichtislamischen Zutaten - etwa Grä-

berehrung und Heiligenkult - reinigen. Saudi-Arabien fördert Aktivitäten im wahhabitischen Sinne weltweit durch Verteilung von Koranen, Schulgründungen und Unterstützung von Gemeinden und Verbänden; in Deutschland wird der Dachverband Zentralrat der Muslime von Saudi-Arabien gesponsort.

Neben den traditionellen Madhhab's, die den Gesetzesislam der Rechtsgelehrten, der Ulama, praktizieren, gibt es eine Reihe von Sufi-Orden, die die mystischen Traditionen des Islam mit ihrer Betonung der persönlichen Frömmigkeit und des individuellen Gotteserlebnisses verkörpern. Die Bezeichnung Sufi ist abgeleitet vom arabischen Wort Suf (Wolle) und spielt auf die wollene Kutte des Asketen an; andere Bezeichnungen sind das arabische faqir (Armer, Bettler) und das bedeutungsgleiche persische derwisch (Armer, Bettler). Die Sufis bilden ordensähnliche Gemeinschaften (tariqa, wörtlich: „Pfad“), die unter der Leitung von geistlichen Meistern stehen und sich meist regelmäßig zu Exerzitien treffen, bei denen das Gottgedenken oder Gotterwähnen (dhikr) unter Einhaltung bestimmter Rituale - rhythmischer Bewegungen und Rezitation fester Formeln - praktiziert wird. Solche Derwisch-Orden sind die Nakşibendiye oder die modernen türkischen Bewegungen der Nurcu und der Süleymanli. In die Nähe dieser Gruppen gehört auch die Religionsgemeinschaft der türkischen Aleviten, einer (auch in Deutschland) zahlenmäßig sehr starken Religionsgemeinschaft mit eigenen Ritualen und Festen, die dadurch gekennzeichnet ist, dass die Gebote und Verbote der Schari'a für sie eine untergeordnete Rolle spielen.

Der Islam kommt nicht nur ohne eine höchste Lehrautorität aus, er hat auch keine feste, institutionalisierte Organisationsform, keine kirchenähnliche Struktur und damit auch keine feste Mitgliedschaft. In vormoderner Zeit bildeten die Organisationsformen, in der sich der Islam entfaltete, die islamischen Reiche, deren Herrscher Muslime waren. Dieser Rahmen fehlt seit dem Entstehen der modernen Territorialstaaten mit ihren häufig säkularen Verfassungen. Das ungebrochene Fortbestehen des Islam ohne einen solchen Rahmen und ohne kirchenähnliche Organisationsform zeigt aber, dass es auch ohne beides geht, zumindest dort, wo die islamische Tradition seit Jahrhunderten verwurzelt ist und die Muslime die Mehrheit der Bevölkerung stellen.

Anders stellt sich die Situation in der Diaspora dar. Wo die Muslime als Minderheit in einer Gesellschaft leben, deren Normen nicht vom Islam geprägt sind, gibt es Schwierigkeiten. Die Muslime müssen sich selbst organisieren, wenn sie Moscheen unterhalten und Unterweisung im Islam anbieten wollen; sie müssen Infrastrukturen schaffen, wenn sie traditionelle Lebensformen beibehalten wollen (was freilich keineswegs alle wollen). Während in den Herkunftsländern häufig eine bestimmte Form des Islam vorherrscht und als die selbstverständliche erscheint, werden bei der Migration Muslime ganz unterschiedlicher Herkunft zusammengewürfelt. Hinzu kommt die Aktivität von bestimmten modernen Bewegungen des politischen Islam, wie die arabischen Muslimbrüder oder die türkische nationalistisch-religiöse Bewegung der „Nationalen Sicht“ (Milli Görüş), die den zweiten Dachverband, den Islamrat der Bundesrepublik Deutschland, dominiert und deren politisches Ziel eine Machtübernahme in der Türkei ist.

Da manche dieser Gruppen mit einem Ausschließlichkeitsanspruch auftreten und um Anhänger werben, konkurrieren sie stark miteinander und suchen Einfluss auf die größeren Organisationen und Dachverbände zu gewinnen. Die Zersplitterung ist dem gemeinsamen Ziel der Muslime, als Religionsgemeinschaft anerkannt zu werden, nicht gerade förderlich; die Existenz von zwei Dachverbänden ist für die Uneinigkeit bezeichnend. Vor allem für die Einführung eines islamischen Religionsunterrichts an den öffentlichen Schulen ist die Vielfalt des Islam bisher ein Hindernis gewesen; bei der Formulierung von Lehrplänen, die für

verschiedene islamische Gruppen akzeptabel wären, tun die muslimischen Promotoren sich schwer, und die zuständigen Kultusministerien der Länder haben Mühe, unter den muslimischen Organisationen einen Partner zu finden, der als islamische Autorität und als Repräsentant des Islam allgemein anerkannt wäre und die vom Grundgesetz geforderte Gewähr der Dauer böte. Was die christlichen Kirchen in Zuge der Konfessionalisierung schon vor Jahrhunderten haben leisten müssen - eine eindeutige Definition ihrer jeweiligen Lehrinhalte, eine körperschaftliche Geschlossenheit und eine eindeutige Repräsentanz gegenüber dem Staat -, dazu waren die Muslime bisher nicht gezwungen, und das müssen sie nun unter großen Anstrengungen nachholen.

Der angeblich monolithische Islam erweist sich also bei näherer Betrachtung als ein äußerst vielfältiges Phänomen. Über allen Differenzen und Antagonismen darf man jedoch das starke Einheitsbewusstsein, das unter den Muslimen herrscht und sie von den Nicht-Muslimen deutlich abgrenzt, nicht übersehen oder unterschätzen.